

Das Waldviertel

Blätter für Heimat- und Volkskunde des niederösterreichischen Waldviertels.

In Verbindung mit dem Verein für Landeskunde und Heimatschutz von Niederösterreich und Wien und Oesterreichischen Burgenverein / Oeffentliches Organ des Stadt-Museums Drosendorf, der Krahulek-Gesellschaft Eggenburg, der Heimatmuseen in Gmünd, Horn, Krems, Langenlois, Raabs a. d. Thaya, Spitz a. d. Donau, Waidhofen a. d. Thaya und des Museums der Stadt Zwettl.

Erscheint sechswöchentlich. Erscheinungstage: 15. Jänner, 1. März, 15. April, 1. Juni, 15. Juli, 1. September, 15. Oktober, 1. Dezember l. J.

Schriftleitung, Verwaltung und Anzeigenannahme: Waidhofen an der Thaya, Kirchenplatz, Niederösterreich.

Jahresbezugspreis 1934: Für Oesterreich ganzjährig S 3.50, halbjährig S 2.— (Einzelheft 50 g), im Auslandverwand um S 1.— für Portospejen mehr.

Die Abmeldung vom Bezuge kann nur im Monate Dezember jedes Jahres erfolgen.
Oesterreichisches Postsparkassenkonto D-6173.

1. Jahrg.

1. Juni 1934

Folge 4

Inhalt:

Das Boigreich. Von Hofrat Dr. Anton B e c k e r, Wien.

Die „Scheibenleiten“ bei Ober-Edlig. Von Pfarrer Rupert H a u e r, Dietmanns bei Gmünd.

Ein Denkmal für den großen Sohn des Waldviertels, Prof. R. Süß. Von Studienrat Prof. Dr. Franz K a u s c h e r, Krems a. Donau.

Das Waldviertler Heimatlied fürs Wiener Hamerling-Denkmal. Von Direktor i. R. Josef A l l r a m, Mödling.

Johann Georg Grafel und seine Kameraden. Von Univ.-Prof. Dr. Robert B a r t s c h, Wien.

Bilder:

Bildnis des Prof. Süß. Sein Handschriftbild.

Für Beiträge, die ohne Vorbehalt eingesandt wurden, ist redaktionelle Aenderung vorbehalten. Unverlangt einlangende Manuskripte müssen, wenn hiefür Honorar verlangt wird, mit entsprechendem Hinweis versehen sein. Rücksendung erfolgt nur bei Rückporto. Beiträge, die auch in anderen Zeitungen erscheinen, werden nicht honoriert und müssen den Vermerk „frei“ tragen. Genaue Anschriften, deutlich schreiben!

Heimat- und volkskundliche Beiträge über unsere Waldviertler Heimat sind sehr erwünscht, desgleichen solche über das Wirtschaftsleben und die kulturellen Bestrebungen des Waldviertels, und ergeht an alle Heimatgenossen, die sich in dieser Richtung betätigen, die Einladung zur Mitarbeit. Den Verschönerungs-, Museal-, Volksbildungsvereinen, Fremdenverkehrsverbänden, den heimatkundlichen Arbeitsgemeinschaften der Bezirksschulbehörden und Gemeindeverwaltungen, den Heimatverbänden der Waldviertler in Wien, den Wirtschafts- und Kulturverbänden jeder Art wird für ihre Tätigkeitsberichte und Aufrufe an die Oeffentlichkeit Raum gewährt. Es wird gebeten, sich mit der Schriftleitung ins Einvernehmen zu setzen.

Eigentümer, Herausgeber, Verleger und verantwortlicher Schriftleiter: Hans Haberl jun., Waidhofen an der Thaya. — Druck: „Albrecht Dürer“, Wien, VII., Bandgasse 28.

Mitteilung. Die nächste Folge unserer Zeitschrift erscheint am 1. September d. J. als Doppelfolge.

Berichtigung. Das für den Aufsatz „Flurnamen um Rehberg bei Krems“ in Heft 4, 6. Jg., vom 15. April 1933 verwendete unsignierte Manuskript erwies sich nachträglich als ein vermietetes Bruchstück der von Direktor Hans Kemmer, Wien, 3. Bez., Suchgasse 8/12a, verfassten, noch nicht im Druck erschienenen Geschichte von Rehberg.
Walter Höbarth.

Briefkasten.

Dringend gesucht werden die Folgen 1, 3 und 7 vom Jahrgang 1930. Wer von den Beziehern eine dieser Folgen entbehren kann, wird mit Dank im voraus um die Einsendung an den Verlag ersucht.

Anschriftenänderungen sind stets unter Anführung der alten Anschrift bekanntzugeben. Bitte, das zu beachten.

Wir danken Herrn Josef Böhm, Ob.-Rosenauerwald, für sein Schreiben, für die Anregungen und Anschriften; Herrn Schneidermeister Frz. Hisinger, Ehsenbach, für 5 Ansichtskarten; Fr. Zellner, Merkenbrechts, für Anschriften; Herrn Ob.-Offizial Adolf Kauffert, Stammersdorf, für Karten, Grüße und Anschriften, und Herrn Josef Brunner, Fachlehrer, Gr.-Siegberts, für Anschriften. Recht herzliche Heimatgrüße!

Jeder Waldviertler kauft das Heimatlied!

Hammerling-Denkmal-Bausteinsammlung.

Ehrenschatz: Bundespräsident Wilhelm Miklas.

Die Gefahr, daß der wundervolle Denkmalentwurf weiland Prof. Scherpes unausgeführt vernichtet werde, ist gebannt. Figur und Relief sind bereits in Erz gegossen. Zur Endausarbeitung und Aufstellung fehlen noch einige hundert Schillinge. Diese aufzubringen, ziehen fliegende Blätter des Waldviertler Heimatlieses in der Vertonung Prof. Kirchs als Viertel- bzw. Halbschilling-Bausteine zu allen Waldviertlern in Wien und in alle Pfarr- und Schulorte und heimattrauen Vereine des Waldviertels, um dem größten Waldviertler Dichter Robert Hammerling noch heuer die Entbillung des schuldigen Ehrenmals in der Bundes-

hauptstadt Wien zu sichern. Nachbestellungen: Lied-Bausteine mit Klavieratz 50 Groschen (5 Stück S 2.—). Nachdruck mit Singstimme 25 Groschen (5 Stück S 1.—) an „D'Waldviertler in Wien“, 5., Gringasse 30. Dorselbst nach Abschluß der Denkmalsammlung über Wunsch Freistücke für Schulen.

Mit Dank im voraus zeichnen:

Verein der Waldviertler in Wien, W. u. G. B. „D'Waldviertler in Wien“, G. B. „D'Waldviertler G'mütlichkeit“, F. B. d. G. „Waldmark“, Bertoner und Verfasser: Prof. A. Kirchl, Josef Fuchs, Arbeitsauschuß für das Hammerling-Denkmal in Wien, 8., Albertgasse 18-22; Hofrat Dr. Alieba, Prof. Dr. Hirsch.

Ueber „Heidnische Opfersteine“, auch Schalensteine genannt.

Da hierüber schon reiche Forschungsergebnisse aus aller Welt vorliegen, soll hier nur für unser Waldviertel auf das Buch „Heidnische Opfersteine“, Verlag Roland in Wien, 4., Schleismühlgasse 28, von dem sehr verdienten Forscher Ing. Franz Kiebling und auf die Ausführungen des Lehrers Othmar Skala in „Die Entwicklungsgeschichte des Waldviertels“, Verlag „Verein deutsche Heimat“ in Wien, hingewiesen werden.

Zu dieser Literatur wird nun ergänzend mitgeteilt, daß sich in der nächsten Umgebung von Groß-Pertholz (Bahnhofstation Steinbach-Gr.-Pertholz der Landesbahn Smünd—Gr.-Berungs) wohl zu meist entlang der Bergrücken über 100 solche Schalen auf den Granitblöcken, und zwar in allen Größen von 15 Zentimeter bis 1 Meter Durchmesser und 5 bis 30 Zentimeter Tiefe befinden, zu deren Vorzeigung der Gefertigte allen Naturfreunden nach vorheriger Zeitvereinbarung gerne zur Verfügung steht.

Zum Schluß sei noch bemerkt, daß hier auch zwei Schalen in lotrechter Lage auf Granitblöcken vorhanden sind, jedoch sonstige Funde nicht bekannt wurden und auch keine bezüglichen Untersuchungen gepflogen wurden.

Groß-Pertholz, am 24. Jänner 1934.

Duntler.

Bücher- und Zeitschriftenecke.

Heimatkunde.

Lengensfeld, seine Pfarr-, Markt- und Herrschaftsgeschichte. Geschrieben von Stephan Biedermann, Großostab 68 Seiten, 20 Bilder. Verlag: Marktgemeinde Lengensfeld, Preis S 1.50.

Wieder liegt ein Werk des unermüdeten Heimatforschers St. Biedermann auf, das, in tiefer Sachkenntnis geschrieben, ein Stück österreichischer Heimatgeschichte in lebhaften Bildern und vollstündlicher Art erstehen läßt. Der Verfasser hat mit großer Geschicklichkeit aus ungedruckten Quellen und anderen Geschichtsdarstellungen alle Nachrichten gesammelt und dadurch das Zeitgeschehen dieses Dries für den Leser zu einem Erlebnis werden lassen.

Der Name Lengensfeld deutet auf eine langgestreckte Straßensiedlung, der einst, auf dem weiten Hochfelde zwischen Krems, Langenlois und Stöblier Wald gelegen, als Ostmarkgrenzfestung besondere Bedeutung zukam. Der massige Wehrbau der Pfarrkirche mit der teilweise noch gut erhaltenen Ringmauer ist aus einer Burganlage hervorgegangen und diente auch späterhin noch bis zur Türkenzeit als letzter Zufluchtsort. Schon im 13. Jahrhundert wird der erste Seelsorger am St.-Bankrazi-Gotteshaufe erwähnt.

In den Wirnissen der Reformation hat der Ort arg gelitten, so daß 1622 die Jesuiten von Krems, die auch vorübergehend die Herrschaft Lengensfeld innehatten, die Pfarre wieder katholisieren mußten. Die Marktgeschichte nennt 1613 die Verleibung des Marktrechtes, 1426 den Hussiteneinfall, 1597 einen Bauernaufstand und 1679 die Pest. Die Namen der alten Familien des Marktes geben ein schönes Zeugnis der Bodenständigkeit. Die Herrschaft Lengensfeld sah verschiedene Herren, so die Edlen von Lengensfeld, Gevell, Schad, Seisenegg, Fridesheim, Althan, Sumerau, Ulm und Schweiger. Die ehemalige Richtstätte vom Landgericht zu Lengensfeld hat sich in der Bezeichnung des Galgenherges bis heute erhalten. Auch Frau Sage kommt zu Wort.

Der letzte Abschnitt des Heimatbuches behandelt den Aufenthalt des Hoftheaterdichters N. F. Castelli in Lengensfeld. Möge diese Arbeit — wie es im Vorwort des Buches so schön heißt — beitragen zur Erkenntnis der alten Wahrheit: Die starken Wurzeln deiner Kraft liegen in Glaube und Heimat. Die Bewohner von Lengensfeld zollen dem rührigen Verfasser, Hochwürden Herrn Pfarrer Biedermann, treuen Heimatdank.
G. G. L.

Lyrik.

Wirnis und Wege. Von Wilhelm Franke. Im Archstall-Verlag, Wien.

Kiepsche sagt, daß sich die Natur den Menschen aus dem Verlangen schuf, um sich in seinem Auge spiegeln zu können. An dieses Wort wird erinnert, wer die lyrische Dichtung der letzten Jahre in weiter Ueberschau betrachtet. Stein und Erde, der Ablauf und Wechsel des Jahres in der Gegend, die Landschaft und der dieser Landschaft immer eigene Mensch sind der Inhalt dieser Dichtungen, das weisen allein schon meistens ihre Titel.

Diesem Zurückfinden zum Ursprung aller „Schöpfung“ verdankt auch unsere Landschaft ein Wiedereingehen in die Lyrik. „Das fremde Dorf“ von Wilhelm Szabo (Archstall-Verlag, Wien) ist der Begegnung zwischen unserer Landschaft und Dichter entsprungen. Offenbart sich in ihr eine kämpferische, suchende, darüber hinausstrebende und hinaussehende Seele, so gibt uns „Wirnis und Weg“ von Wilhelm Franke das Bild einer Seele, die noch da zu segnen vermag, wo ihr wehgetan wird, die trotz Unverstand und Einsamkeit des Tages lächelnd am Abend spricht: „Wie schön dieser Feiertag! Ich war nicht einsam!“

So wird er zum liebevollen Dichter des Waldviertels, dessen empfindsames Herz seine verborgenen Schönheiten zu finden versteht und darum

(Fortsetzung auf der 3. Umschlagseite.)



1. Jahrg.

1. Juni 1934

Folge 4

Das Poigreich.

Von Hofrat Dr. Anton B e d e r, Wien.

Die meisten Leser werden sich verwundert fragen, wo es denn so ein Poigreich gibt! Der Name wird ihnen weder auf einer Karte, noch in ihrem Geschichtsunterricht begegnet sein. Und doch war es einst ein wirkliches Reich inmitten des heutigen Niederösterreich. Die lateinischen Urkunden des 11. und 12. Jahrhunderts sprechen von einem „rus Biuga“, also von einem Lande Biuga, von einem „districtus, qui Beuchriche dicitur“, also von einem Gebiet, das Beuchriche genannt wird, und auch von den Grafen von Poigen. Der Name ist im Orte Poigen, nordwestlich von Horn, erhalten, der mit dem benachbarten Grünberg eine Gemeinde bildet; sein Margaretenkirchlein steht vielleicht an Stelle der Burg der Grafen von Poigen. Der Ort wird schon am Ende des 11. Jahrhunderts als „Biugin“ erwähnt; der Name ist von der scharfen Beuge abgeleitet, mit der das Tal der Tassa, eines Nebenflusses des Kamp, hier seine Richtung ändert.

Der Name Poigreich wird noch in den Geschichtsquellen des 17. Jahrhunderts verwendet und hat sich im Volksmund teilweise bis in die Gegenwart erhalten. Reil schreibt in seinem Tagebuch als „Wanderer im Waldviertel“ am 28. Juni 1815, daß er von dem Berge vor Mördersdorf (Mörtersdorf) hinausblidte auf „die vielen Dörfer im Poigreiche; diesen Namen trägt noch heutzutage der weite Bezirk um Horn und Altenburg und gehörte den Grafen von Poige, die im 12. Jahrhundert sehr mächtig und angesehen waren.“¹⁾ So konnte Ingenieur Franz Kiebling sein 1899 erschienenenes Buch „Wanderungen im Poigreiche“ nennen. Der Inhalt dieses Buches und der Begriff des Poigreiches erhielten aber eine umfassende und eingehende Klärung durch die Forschungen des niederösterreichischen Landesarchivars Dr. Karl Lechner, deren Ergebnisse in der eben erschienenen Heimatkunde des Bezirkes Horn²⁾ verwertet sind. Denn mit einem Teile dieses Bezirkes fällt das Poigreich räumlich zusammen.

Nach den Forschungen Lechners kann es als sicher gelten, daß das Poigreich eine jener Grafschaften war, die erst nach der Erhebung der Mark Oesterreich zum Herzogtume im Jahre 1156 mit diesem vereinigt wurden. Die Grafen von Poigen waren ein aus Bayern stammendes Geschlecht, das mit den bayrischen und in Oesterreich ansässigen Geschlechtern der Formbacher und Ebersberger in verwandt-

¹⁾ Reil, „Der Wanderer im Waldviertel“. Ein Tagebuch (vom Jahre 1815) für Freunde österreichischer Gegenden. Nach der ersten Ausgabe (1823) neu bearbeitet von Alf. Jak, 1929, S. 24.

²⁾ „Heimatsbuch des Bezirkes Horn“, herausgegeben von Regierungsrat Fr. Lukas und Oblt. Friedr. Moldaschl, I. Band 1933.

schaftlichen Beziehungen stand und zum Teil durch diese auch in anderen Teilen Niederösterreichs, so im Weinviertel und um Schwechat Besitz hatte.

Aus der urkundlichen Nennung der Orte, die der Sitz der Ministerialen, der Dienstmannen, der Grafen von Poigen waren, und aus dem ausführlichen, im Hauptstaatsarchiv in München befindlichen Verzeichnis der Zehente, die aus dem Poigreiche an das vom Bischof Altmann von Passau im Jahre 1067 gegründete Kloster St. Nikolai bei Passau zu geben waren, kann man die Ausdehnung des Poigreiches erkennen.

Da kann man nun ersehen, daß die geographischen Grundlagen des Poigreiches in der Eigenart der Bodengestalt, der Bodenbeschaffenheit und des Klimas dieses Teiles des Waldviertels gelegen waren.

Von den großen Kehren, mit denen Straße und Eisenbahn von Sigmundsherberg nach Horn den Höhenunterschied von fast 100 Meter überwinden, bietet sich ein weiter Ausblick. Man übersieht eine große Mulde, die von allen Seiten von waldigen Höhen umsäumt ist, während auf dem welligen Boden des Innern nur schmale Waldstreifen das vorherrschende Feldland unterbrechen und zahlreiche Siedlungen altes Kulturland verraten. Von allen Seiten laufen Straßenalleen zur Stadt Horn, dem Mittelpunkt dieser Mulde. Dem genauen Beobachter wird die Form dieser Mulde auffallen. Die Höhen des Ostrand, deren Wahrzeichen die doppelttürmige Kirche von Maria-Dreieichen ist, verlaufen in gerader Linie nach Süden und steigen dort zum Massiv des Manhartsberges auf. Im fast rechten Winkel an den Ostrand angeschlossen, zieht der scharf ausgeprägte Bergfuß der Waldberge des Nordrandes nach Westen; dort schließt sich eine wellige Höhenlinie nach Süden verlaufend an, die Hochfläche der „Wild“. Von ihrem scheinbar höchsten Punkte durch eine Senke — das Kamptal — getrennt, geht wieder nach Osten der Abfall des Gföhler Waldes, in dessen Rand der Kamp — von hier nicht sichtbar — tief eingeschnitten ist. Stift Altenburg und die Rosenberg lenken die Blicke des Beobachters auf sich. Gerade an der Stelle der Rosenberg biegt der Rand des Gföhler Waldes in scharfer Ecke nach Süden, wo dann seine Vorberge von denen des Manhartsberges nur durch das schmale Kamptal getrennt werden. So zeigt die Mulde eine halbmondförmige oder hornartige Form, an deren Umbiegungsstelle die Stadt Horn liegt. Man hat diese ausgesprochene Beckenlandschaft als Horner Becken bezeichnet.

Die Frage nach der Entstehung dieses Beckens hat die Geologen sehr beschäftigt, ohne daß sie restlos gelöst worden wäre. Sicher ist, daß bei der Bildung dieser Mulde innerhalb eines kristallinen Grundgesteins — es sind zumeist Gneise und Glimmerschiefer —, *Erdkrustenbewegungen* — Senkungen und Ueberschiebungen — eine Rolle gespielt haben. Die sogenannte Kamptalschütterlinie, an der so oft Erdbeben beobachtet werden konnten, geht in nordwestlicher Richtung durch das Becken.

Ebenso sicher kann man annehmen, daß das Becken einmal die *Bucht jenes Meeres* war, das zur Tertiärzeit das Weinviertel überflutet hatte; die Kalksteine, Sande und Tegel am Ostrand des Beckens mit ihrem Reichtum an Ueberresten von Meerestieren, wie Muscheln, Schnecken, Korallen und Seefühen u. a., zeigen deutlich den Strand dieser Bucht. In diese Bucht mündete der Vorläufer des Kamp, der dann nach Rückzug des Meeres jenes eigenartige Talssystem ausbildete, das für die Landschaft und ihre Besiedlung von ausschlaggebender Bedeutung wurde.³⁾

Es ist eine merkwürdige Tatsache, daß der Kamp nicht der parallel mit seinem Tale verlaufenden Tiefenlinie des Beckens folgt, sondern 2 bis 4 Kilometer von dieser entfernt in das feste Gestein in einem steilrandigen und vielgewundenen Tale eingeschnitten ist. Der *Sammelfluß der Gerinne des Beckens* ist die Tassa, die sich in einem Grabental den Weg zum Kamp bahnen mußte, den sie gegenüber der Rosenberg erreicht; die Große Tassa, die

³⁾ Vgl. die ausführlichen Darlegungen der geologischen Verhältnisse von Franz Kölbl, Eine geologisch-paläontologische Skizze der Horner Bucht, im Jahresbericht des B. Real- und Obergymn. Horn 1926 und 1927 sowie die Artikel von D. Rosenkranz und Dr. L. Waldmann im „Waldviertel“ herausgegeben von Dr. Stepan, I. Bd., 1925.

Kleine Tassa und der Möringbach mit ihren vielen kurzen Seitengerinnen sammeln sich im Raume von Horn, und geben so dem Talssystem des nördlichen Beckens ein fächerförmiges Aussehen.

Diese von Gehängewäldern umsäumten, tief eingeschnittenen Täler des Tassasystems zerlegen den Norden des Horner Beckens in eine Reihe breiter Rücken, die in Stufen von der Hochfläche der Wild von 600 auf 300 Meter Meereshöhe abfallen. Zwischen den Feldern dieser Stufen ragen kahle oder Föhrenwaldbüschen tragende „Riegel“ wie Inseln auf. Die Stufenränder sind reich an Wasseradern.

Dieser letztere Umstand und die Bodenbeschaffenheit — der Verwitterungslehm des Gneises gibt guten Wald- und Ackerboden —, waren gute Bedingungen für die Besiedlung des Gebietes, die weit zurückreicht. Das Krahulek-Museum in Eggenburg, das Kamptal-Museum in Langenlois, das niederösterreichische Landesmuseum in Wien und vor allem das neue Höbarth-Museum in Horn bergen eine Menge urgeschichtlicher Funde aus dem Horner Boden. Von der älteren Steinzeit an durch alle Zeitalter der Urgeschichte ist eine Besiedlung nachzuweisen. Zwei Besonderheiten des Bodens dürfen hierbei nicht ohne Einfluß gewesen sein: Neben den Gneisen finden sich Hornblendeschiefer mit kieseligen harten Gesteinen, die das Material für die Steinwerkzeuge lieferten. Dann ziehen in den Gneisen verhältnismäßig schmale Streifen von Urkalk, Marmor, die von Graphitlagern begleitet werden. Dieser Graphit spielt in der urgeschichtlichen Töpferei eine Rolle. Die bergmännische Auswertung dieser Kalk- und Graphitlager war auch in der Folgezeit von wirtschaftlicher Bedeutung. Noch im Anfang des 19. Jahrhunderts wurden Erzeugnisse dieses Bergbaues nach Breslau und Nürnberg und auf dem Wasserwege von Stein aus nach Budapest verfrachtet. Die Graphitlager von Röhrenbach führten 1924 zur Gründung der Aktiengesellschaft „Graphitwerke Horn“.

Für die Besiedlung kamen auch die gegenüber dem übrigen Waldviertel günstigeren klimatischen Verhältnisse in Betracht. Sie offenbaren sich in dem Obstreichtum — im Frühling zeichnet die Obstblüte weiße Linien und weiße Flecke in die Landschaft —, vor allem aber in Vorkommen von Maisbau und Weinbau am sonnenseitigen Nord- und Ostrand. Noch zur Zeit der Josefinitischen Steuerbekenntnisse 1787 betrug die Weinbaufläche 120 Hektar, die jetzt auf 13 Hektar zusammengeschrumpft ist; über die Güte des Weines haben wir keine Nachrichten; die Verwendung des Weines zur Mörtelbereitung für den Stadtmauerbau von Horn im Jahre 1583 erlaubt noch keinen Schluß auf seine geringe Güte.

Noch heute ist die Besiedlung dicht; im Durchschnitt kommt eine Siedlung auf vier Quadratkilometer Fläche. Im Mittelalter gab es noch mehr Orte, Dr. Lechner hat 35 abgekommene Siedlungen feststellen können, von denen heute noch Flurnamen Zeugnis geben.

Für Anlage und Entwicklung der Siedlungen des Poigreiches waren aber auch die schon durch urgeschichtliche Funde gekennzeichneten Verkehrswege wichtig, die das Gebiet in zwei Hauptrichtungen durchzogen: von Ost nach West und von Süd nach Nord.

An ihrem Kreuzungspunkte ist die einzige Stadt des Poigreiches, Horn, gegründet worden; dort lag ursprünglich das Gut „Hornarun“, in dem der Graf Gerold bis 1050 die Stephanskirche, die jetzige Pfarrkirche, erbaute und sie für sein und seiner Gattin Seelenheil dem Bistum Passau schenkte; dann die Ortschaft Riedenburg, vielleicht mit der Burg der Grafen von Poigen — es wird im 13. Jahrhundert von einer „Grafschaft Riedenburg“ gesprochen — und mit einer eigenen St. Nikolaus-Kirche, die schon im 12. Jahrhundert erwähnt wird und 1784 abgebrochen wurde. Im Anschluß an die in dem Winkel zwischen den Grabentälern der Tassa und des Möringbaches gelegenen Burg wurde die Stadt nach dem Planschema eines Angerdorfes gegründet; die offene, breite Nordseite der Stadtummauerung war zuerst durch Sumpfland, dann durch Teichanlagen, an die noch der Horner Badeteich erinnert, gesichert. Nach dieser Seite hat sich die Stadt erweitert. Im Jahre 1656 hat der Gutsherr

Graf Kurz für die nach Horn berufenen Tuchmacher 30 gleiche Häuser bauen lassen, mit einer Kapelle, die der Kirche von Maria-Netting in Bayern nachgebildet war. An diese Vorstadt Dettingen schlossen sich später die neuen Stadtteile, die Schulstadt und die Billenstadt.

Die Stadtmauern, deren Reste noch zu sehen sind, umschlossen im Biered die Stadt, deren Marktplatz aber die Dreiecksform des Angers verrät. Die Größe des Stadtplatzes, die durch den Einbau einer Häusergruppe und der St. Georgskirche verringert erscheint, zeigt die Bedeutung des Markttortes, der schon im 12. Jahrhundert als Handelsplatz für Korn genannt wird. Die Stadt hat im 16. Jahrhundert, als die Buchheimer hier Grundherren waren, als Hauptsitz des protestantischen Adels eine große politische Rolle gespielt.

Die Längserstreckung des Stadtplatzes von Ost nach West zeigt die Hauptrichtung der *Berkehrslinie*, der heute die Bundesstraße folgt; die Namen der ehemaligen Stadttore, Wiener Tor und Prager Tor, weisen auf ihre Ziele. Vor dem Wiener Tor vereinigten sich die Straßen von Osten; die ältere von Eggenburg, an der im 17. Jahrhundert die Wallfahrtskirche Maria-Dreieichen den Anlaß zur Entstehung einer Siedlung gab, und die jüngere Wiener „Kaiserstraße“, die die Stadt beim Prager Tor verläßt; sie steigt dann in gerader Linie — die „*linea recta*“ der Bauvorschrift für die Straßen zur Zeit Karls VI. — wie auf einer Rampe auf dem Rücken zwischen der Großen und der Kleinen Taffa auf die Hochfläche der Wild.

Nur ein Ort, Brunn a. d. Wild, liegt an ihr. Sie verläuft in dem Winkel zwischen den mittelalterlichen Verkehrswegen, von denen der eine südliche — die heutige Straße nach Zwettl — in mittelalterlichen Urkunden als Polansteig bezeichnet wird — als Steig im Feldland, slawisch *poljana* — im Ortsnamen Pölla erkennbar —, zwischen dem Waldland der Wild und des Gföhler Waldes. An dieser Straße bei der alten Burg gründete die verwitwete Gräfin von Poigen, Hildegard, ein Kloster, in das im Jahre 1144 aus St. Lamprecht in Steiermark zwölf Benediktiner berufen wurden. Das *Benediktinerstift St. Lamprecht zu Altenburg*, wie es ursprünglich hieß, erhielt seine heutige Gestalt, die es zu einem Wahrzeichen des Poigreiches und zu einem kunstgeschichtlichen Juwel Niederösterreichs stempelt, erst in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts unter dem kunstsinigen Abt Placidus Much durch den trefflichen Maurermeister Munkenaß aus St. Pölten und Wisgrill aus Horn, durch Steinmetzmeister aus Eggenburg und durch den Tiroler Maler Paul Troger.

Auch an dem nördlichen dieser zwei alten Verkehrswege ist ein Kloster gegründet worden. Die Herren von Maissau, die nach dem Aussterben der Grafen von Poigen um die Mitte des 13. Jahrhunderts in den Besitz der Grafschaft kamen, erbauten für die Zisterzienserinnen, die ihr Kloster in Neu-Melon im hohen Waldviertel infolge der klimatischen Verhältnisse verlassen mußten, im Jahre 1277 „*ze Chruog im Pewrich am Tesserbach*“ ein neues Heim, das wahrscheinlich nach dem Ordensstifter St. Bernhard genannt wurde; über den mehr als 300jährigen Bestand des Klosters gibt das Urkundenbuch von St. Bernhard als eine wichtige geschichtliche Quelle des Poigreiches Kunde. Als das Kloster mangels eines Nachwuchses im Jahre 1586 aufgelassen und dem Jesuitenorden übergeben wurde, hat dieser im 17. und 18. Jahrhundert bauliche Veränderungen an Kloster und Kirche durchgeführt. Nach Aufhebung des Ordens kam der Besitz in verschiedene Hände, zuletzt 1852 an das Stift Klosterneuburg. Im Jahre 1809 wurde das mittelalterliche Klostergebäude niedergerissen, dessen malerische Ruinen heute neben der Pfarre und Försterei stehen.

Das Tal heißt heute noch Kruegtal, in Erinnerung an den alten Ortsnamen, der sich auch auf der Altenburger-Straße findet; er ist von Krug, d. i. Wirtshaus an der Straße abzuleiten; hier an der Straße, die über Poigen und Grünberg nach Messern und dann weiter in die Grafschaft Raabs führte. Der Name *Messern*, 1210 *Meizzare*, wird von dem altdeutschen *meizare*, d. h. holzfällen, abgeleitet, ist also ein Rodungsname. Früh ist die breite Senke zwischen der Wild und dem Nordrand des Horner Beckens besiedelt und gerodet worden; noch heute liegen hier auf einer Fläche von 35 Quadratkilometer acht Orte. Für die Bedeutung

des Verkehrsweges spricht die Tatsache, daß die Buchheimer Messern zum Markt erhoben, woran noch die Prangersäule erinnert, wenn auch keine Märkte abgehalten werden. Die Wachposten dieses Weges waren die Burgen Grub und Fuchsberg, die heute als Ruinen am Süden der Senke im Landschaftsbild erscheinen, und das auf einem von der Taffa umflossenen Sporn hochragende Schloß Wildberg. Die Burg, die schon im 12. Jahrhundert als Sitz der Grafen von Poigen genannt wird, wurde von Hans von Buchheim im Jahre 1545 zu einem noch immer sehr wehrhaften Schloß umgebaut. Drei Tore durchzieht der Weg zum inneren Burghof, in dessen Ecke die Burgklüche in ihren gewaltigen Ausmessungen und, von einem Loggiengang umsäumt, ein eigenartiges Bild gibt. Das Stift Altenburg, seit 1767 Besitzer, hat sich um die Erhaltung des Schlosses verdient gemacht.

In diese Straße durch die Messerner Senke mündet von Süden her ein alter Weg, der aus dem Kamptal quer über den westlichen Teil des Horner Beckens führte. Eine dichte Siedlungsreihe, aus der St. Maria mit seiner hochragenden Kirche „Maria im Poigreiche“ hervortritt und nicht weniger als neun Burgen kennzeichnen den Weg; sie sind heute verschwunden oder Ruinen, nur die Burg des im 13. Jahrhundert erwähnten Geschlechtes der Greillen ist als Schloß Greillenstein erhalten. Hans Georg von Kuefstein, dessen berühmtes Grabmal in der Kirche Maria-Laach am Zauerling steht, hat am Anfang des 16. Jahrhunderts die Burg in ein Schloß umgebaut und Hans Leopold von Kuefstein gab am Anfang des 18. Jahrhunderts dem Schloß die letzte Ausschmückung. Das Baugelände waren die Talstufen der Kleinen Taffa, die in der Anlage der geräumigen Höfe — in jedem vermag ein Sechspänner umzukehren — zum Ausdruck kommt. Der mächtige Torturm mit seiner Plattform zwischen vier Ecktürmchen ist ein Wahrzeichen der Gegend, das Schloß durch die verständnisvolle Obhut der Familie Kuefstein ein kunstgeschichtliches Schatzkästlein.

Horn hatte noch ein drittes Stadttor: das Mödringer Tor. Hier verließ der Süd-Nord-Weg, der durch das Kamptal von der Hauptverkehrsader des Landes, der Donau, heraufkam, die Stadt. Von dem alten Orte Mödring ging er, wie heute die Straße, im Mödringgraben, dem längsten und stellenweise breitesten der zwölf Bachgräben, durch die der Nordrand des Horner Beckens in eine waldreiche Berglandschaft zerteilt wird, auf die Hochfläche. Daß dies ein alter Handelsweg war, beweisen neben Funden urgeschichtlicher Geräte auch die eines interessanten Pferdezaumes aus Bronze und Eisen mit Silberbeschlägen, der im Krahulek-Museum aufbewahrt wird, ferner aber auch die Lage der Burg Pernegg. Am oberen Talende, auf einem felsigen Sporn zwischen zwei Quellgräben des Mödringerbaches, stand die Burg der Grafen von Pernegg. Die Forschungen des Landesarchivars Dr. Lechner haben den Nachweis geliefert, daß diese Grafen dem Hause der Babenberger entstammten, und daß die Grafschaft Pernegg, die sich über den Raum des heutigen Gerichtsbezirkes Geras bis an die Deutsche Thana im Westen erstreckte, wie Poigen eine reichsunmittelbare Grafschaft war, die erst im Jahre 1156 mit der alten Mark zum neuen Herzogtum vereinigt wurde. Graf Ulrich II. von Pernegg hat, dem Zug der Zeit folgend, um das Jahr 1155 auf der Hochfläche ober der Burg ein Frauenkloster und in Geras ein Männerkloster gestiftet, die mit Nonnen und Mönchen des Ordens der Prämonstratenser besetzt wurden. Nach der Gründung der Burgstadt Drosendorf an der Thana verlor die Burg ihre Bedeutung.

Dem Urenkel des Klostergründers entzogen die Babenberger Grafschaft und Eigenbesitz, weil er angeblich nicht bei Verstand war, „der was ein narre und ein tore“. Da die Burg im 15. Jahrhundert Raubrittern als Sitz diente, wurde sie 1449 abgebrochen; in den von Wald bedeckten Mauertrümmern haben sich die Reste der Burgkapelle erhalten, die 1902 in eine Lourdesgrotte umgewandelt wurden.

Das Kloster erhielt seinen Ausbau im 17. und 18. Jahrhundert und an diese Glanzzeit erinnern noch manche Schmuckformen der Renaissance- und Barockzeit und in den Resten des Klostergebäudes. Denn nach der Aufhebung des Klosters im Jahre 1783 verfiel das Gebäude, so daß ein Teil um die Mitte des 19. Jahr-

hundreds niedergerissen werden mußte. Die hochragende, weithin sichtbare Kirche ist ein spätgotischer Bau aus dem Ende des 16. Jahrhunderts, dessen Innenwirkung durch die eigenartige Vereinerung und Gestaltung von Langhaus und Chor bedeutend ist. Die Kirche steht fast eine Viertelstunde Weges südlich des Ortes Pernegg, der an der obersten Quellmulde des Mödtringbaches liegt; er wird schon im Jahre 1230 als Markt bezeichnet und die Prangersäule auf dem langgestreckten Anger mit der Jahreszahl 1562 erinnert noch an das alte Marktrecht, wenn auch die Märkte schon lange aufgehört haben.

Es wurde schon früher erwähnt, daß der Nordrand des Horner Beckens eine förmliche Gebirgslandschaft darstellt, zumal die Höhen bis über 580 Meter aufsteigen und der Höhenunterschied zum Beckenrand 350 Meter beträgt. Dieses Bergland von Pernegg bildet die Wasserscheide zwischen Kamp und Thana. Auf dieser Wasserscheide steigt die Franz-Josef-Bahn wie auf einer Rampe zu ihrer höchsten Station, Göpfritz an der Wild, empor. Das Bergland war die Grenze zwischen dem Poigenreiche und der Grafschaft Pernegg. War in jenem das Festland von allem Anfang an die überwiegende Art der Bodenbedeckung, so mußte in der Grafschaft Pernegg durch Rodung des Waldes für die Siedler Platz gemacht werden; das bezeugen die vielen Ortsnamen auf —reith, wie Ekelsreith, Wappoltenreith, Sieghartsreith, Pfaffenreith und v. a. m.: denn reit oder reut bedeutet roden.

Die großen Waldgebiete des Pernegger Berglandes und der Wild sind die Reste des großen „Nordwaldes“, der „silva nortica“ der mittelalterlichen Urkunden. Die Erhaltung durch Waldbestände ist vielleicht auch auf den Umstand zurückzuführen, daß sie eben ursprünglich Grenzstreifen zwischen den alten, reichsunmittelbaren Grafschaften waren. Dieses Waldland steht in unmittelbarem Zusammenhang mit den Wäldern, die sich im Talgebiet der Pulkau, eines Nebenflusses der Thana, ausbreiten. Das war aber das Grenzgebiet gegen die Grafschaft Hardegg, deren Hauptorte Hardegg, Reß und Pulkau waren; über diese Grafschaft haben die Forschungen des Studienrates Resch für das neue Heimatbuch der Stadt Reß zu bedeutsamen geschichtlichen Klärungen geführt. Durch dieses Talgebiet der Pulkau führten alte Verkehrswege aus dem schon urgeschichtlichen Siedlungsgebiet von Eggenburg nach Westen.

Von den Burgen, die an diesen Verkehrswegen lagen, haben zwei in ihren Anfängen Beziehungen zu den ersten Grafen von Hardegg, die dem bairischen Geschlecht der Plain angehörten.

Da ist zunächst **W a l k e n s t e i n** an der Pulkau selbst; in der Nähe bei Brugg quert einer dieser Wege den Fluß in der Richtung Geras—Drosendorf, von Simonsherberg, dem jetzigen Sigmundsherberg, her. Die Burg wurde 1671 in ein Schloß umgebaut; aus dieser Zeit stammen die Arkadengänge im geräumigen Hof. Die letzte Ausgestaltung erfuhr es durch den Abt Paul Gratschmayr von Geras 1761, dessen Wappen das Tor schmückt. Seit 1890 ist Walkenstein eine viel besuchte Kuranstalt.

Das zweite Schloß ist **T h e r a s b u r g**. Hier scheint die Lage auf einem, wie eine Terrasse vorspringenden Umlaufberg eines Nebenbaches der Pulkau namengebend gewirkt zu haben. Man leitet den Ortsnamen Theras, der 1112 Teraz lautet, von dem mittelhochdeutschen Wort terraz ab, das unserem Wort Terrasse entspricht. Schon 1160 erscheint die Burg als Sitz von Dienstmannen der Grafen Plain-Hardegg, während eine Inschrift ober dem Tore des Schlosses die Erbauungszeit mit 1172 festsetzt. Die frühe Nennung der Burg deutet auf einen alten Verkehrsweg, den man in der jetzigen Waldeinsamkeit der Schloßlage nicht suchen würde. Aber urgeschichtliche Funde aus der Stein- und Bronzezeit, die in der Umgebung von Therasburg, zum Teil in den Grabhügeln — in dem Waldteil mit dem bezeichnenden Namen „Quadenhügel“ — gemacht wurden, scheinen diesen Verkehrsweg zu bestätigen. Das Schloß Therasburg verdankt seine jetzige Gestalt dem Umbau der seit Ende des 17. Jahrhunderts nicht mehr bewohnten Burg durch den Reichsgrafen Hermann von Attems im Jahre 1824 und einer, durch seine kunstverständigen Nachkommen durchgeführte Instandsetzung im Jahre 1893. Der mächtige quadratische Bergfrit überragt mit seinem Zinnenkranz das nunmehr ein-

stöckige Hauptgebäude, dessen unregelmäßige Gestalt dem Gelände angepaßt ist, um zwei Geschosse.

Die Bedeutung solcher Burgen ist durch den Ausbau der Stadtfestungen Horn, Reh, Drosendorf und Eggenburg stark herabgesetzt worden; sie war schon vermindert, seitdem die Grafschaften Poigen, Pernegg und Hardegg aufgehört hatten, reichsunmittelbar zu sein.

Das ehemalige Poigreich ist ein interessanter Beleg dafür, wie solche kleine, geschlossene Einheiten weit in die Zukunft nachwirken können. Auf weite Strecken decken sich die heutigen Bezirksgrenzen mit den geschichtlichen Gebietsgrenzen. Diese kleinen Einheiten bilden die Grundlage für die spätere Entwicklung der Landesgeschichte und wirken noch heute im Kulturbild des Gebietes und selbst in der Wesensart der Bewohner nach. Mit Recht sagt Dr. Lechner: „Dem feinen Beobachter wird es nicht entgehen, daß in der Wesensart der Bewohner der Hochfläche von Pernegg—Geras—Drosendorf und jener des Horner Beckens ein großer Unterschied besteht.“ — Daher ist die Erforschung solcher alter Hoheitsgebiete notwendig, um den Gang der Besiedlung und die ältesten Kulturträger zu erfassen.

Die „Scheibenleiten“ bei Ober-Edlitz.

Von Pfarrer Rupert H a u e r, Dietmanns bei Gmünd.

Bei Ober-Edlitz liegt am linken Ufer der Thaya die Scheibenleiten, gegenüber auf dem rechten Ufer die Kalkleiten. Auf der Scheibenleiten sei einst ein Schloß gestanden, erzählt die Sage. Der Besitzer habe es aber in die Luft gesprengt und diesem Schauspieler von der Kalkleiten aus zugeesehen. Auf der Scheibenleiten seien noch die Ueberreste dieses Schlosses zu sehen. Nach einer anderen Ueberlieferung stand hier einst das Schloßchen „Mislab“, das im Hussitenkrieg zerstört worden sein soll.

Der Sage liegt hier zweifellos, wie übrigens meistens, ein geschichtlicher Kern zugrunde. Es begegnen sich hier die Flurnamen „Eisgraben“, „Eishofswald“ und „Eishofried“. Das „Holz zu Mislab“ wird schon 1369 genannt („Notizenblatt“, 1853.) Eine Erklärung für das Wort habe ich bis jetzt vergeblich gesucht. Als Reste des einstigen Schloßchen sieht man einen, allerdings nur mehr teilweise erhaltenen, mit Wall und Graben umgebenen Hügel an. Von der Haltestelle Ober-Edlitz ist das interessante Bodendenkmal am linken Ufer flußabwärts in wenigen Minuten zu erreichen.

Leider ist die Anlage heute nicht mehr ganz erhalten; wohl die Hälfte ist der Thaya zum Opfer gefallen. Der Fluß macht nämlich gleich unterhalb des von Ober-Edlitz herabführenden Grabens eine nach links gerichtete Schlinge, die das Gelände stark unterwaschen und ausgeräumt und so eine kleine Bucht geschaffen hat. Dieser ständig nach links gerichteten Untergrabung des Ufers ist auch ein Teil des Baudenkmal zum Opfer gefallen. Der erhaltene Teil ist aber immerhin noch interessant genug und auch hinreichend, um eine Rekonstruktion zu ermöglichen.

Den Kern der Anlage bildet ein ovaler Hügel, 2 Meter über die Sohle des ihn umgebenden Grabens aufragend, heute 18 Meter lang und ebenso breit. Gegen Südost fällt er steil zur Flußau ab; es ist die Seite, wo das Bauwerk einst von der Thaya angeschnitten wurde. Die ursprüngliche Länge des Hügels läßt sich daher nicht mehr feststellen. Durch einen zwei Meter tiefen Graben getrennt, umgibt den Hügel ein ebenso hoher Wall, der nach beiden Seiten steil abfällt. Dieser Wall bildet an der Nordwest-Ecke einen ziemlich spitzen Winkel, der ein kleines Plateau einschließt, von der Kernanlage durch den Graben getrennt. Das ganze Bauwerk ist aus Lehm aufgeführt, der gerade hier in ziemlicher Mächtigkeit vorkommt. Die Gesamtbreite des Bauwerkes beträgt 42 Meter, und darin hat sich wohl nichts geändert; die Länge beträgt dagegen heute nur mehr 49 Meter. Wall und Graben sind, soweit sie nicht vom Wasser zerstört wurden, noch sehr gut erhalten. Auf dem Hügel hat man Mauerreste festgestellt.

Die einstige Bestimmung dieses Bauwerkes ist ohneweiteres klar. Wir haben im „Eishof“ einen sogenannten „Hausberg“ vor uns, d. h. den Erdunterbau für eine mittelalterliche Holzburg. Wollten wir dieselbe wieder herstellen, so müßten wir zunächst den Hügel selbst und den ihn umgebenden Wall nach Südosten ergänzen; der Hügel trägt eine Holzburg, den Wall aber krönt ein Pallisadenzaun, hinter dem die Verteidiger die Angreifer abwehren. Der Vorbau in der Nordwestecke hat wahrscheinlich einen hölzernen Verteidigungsturm getragen.

Als Entstehungszeit dieses Bauwerkes ist die zweite Hälfte des elften oder die erste Hälfte des zwölften Jahrhunderts anzunehmen. Vielleicht ist der „Meyrshof“, der im Herzogenburger Zehentverzeichnis aus dem Jahre 1112 nach Ober-Edlitz genannt wird (Archiv, IX., S. 244 ff.), hieher zu beziehen. Im Jahre 1369 erscheint nur mehr das „Holz zu Nislab“, woraus sich zweifellos ergibt, daß das Schloßchen nicht mehr bestand. Es mag also bereits um 1300, zur Zeit der Einfälle der Böhmen, zerstört worden sein. Mit seiner Zerstörung haben daher weder die Hussiten, noch weniger natürlich die Schweden etwas zu tun. Uebrigens bildete Ober-Edlitz mit Eisenreichs noch im Jahre 1667 ein eigenes Gut (Geschichtl. Beil. VII, S. 304).

Ein Denkmal für den großen Sohn des Waldviertels, Prof. R. Süß.

Von Studienrat Prof. Dr. Franz Kauscher, Krems a. d. Donau.

Ein zu früher Tod hat am 4. Juli 1933 Prof. Rudolf Süß aus dem Kreise der Lebenden abberufen. Knapp an der Schwelle des Greisenalters angelangt, mußte er von uns scheiden. Tausende erbehten unter der schmerzlichen Trennung, ob sie ihn zu Grabe begleiten konnten oder ob sie in der weiten Welt von seinem Sterben Kunde erhielten.

Was vergangen, lehrt nicht wieder;
aber, ging es leuchtend nieder,
leuchtets lange noch zurück.

Eine leuchtende Gestalt ist mit Rudolf Süß dahingegangen. Sie wird nachgeborenen Geschlechtern leuchten und liebe Gaben spenden, solange wir das Erbe seiner Lieder schätzen, pflegen und dem Volke und der Jugend weitergeben.

Wie bedeutsam Süßens Persönlichkeit seiner Umwelt erschien, beweist die Tatsache, daß er schon einige Monate nach seinem Tode in Krems ein Denkmal erhielt. Direktion und Lehrkörper des Gymnasiums hatten alle Freunde des Verstorbenen zu dem Werke der Pietät aufgerufen. So konnte am 22. April 1934 die Marmorbüste enthüllt werden, die uns Süß, in der Vollkraft des Lebens stehend, vergegenwärtigt. So ist er in die Galerie der großen Männer aufgenommen, die das Kremser Gymnasium die Seinen nennt: Misson, Hammerling und Wichner. An ihrer Seite wird Süß in den heiligen Hallen, in denen er von 1901 bis 1932 der Jugend gedient hat, auf die studierende Jugend herabschauen und sie väterlich mahnen und segnen.

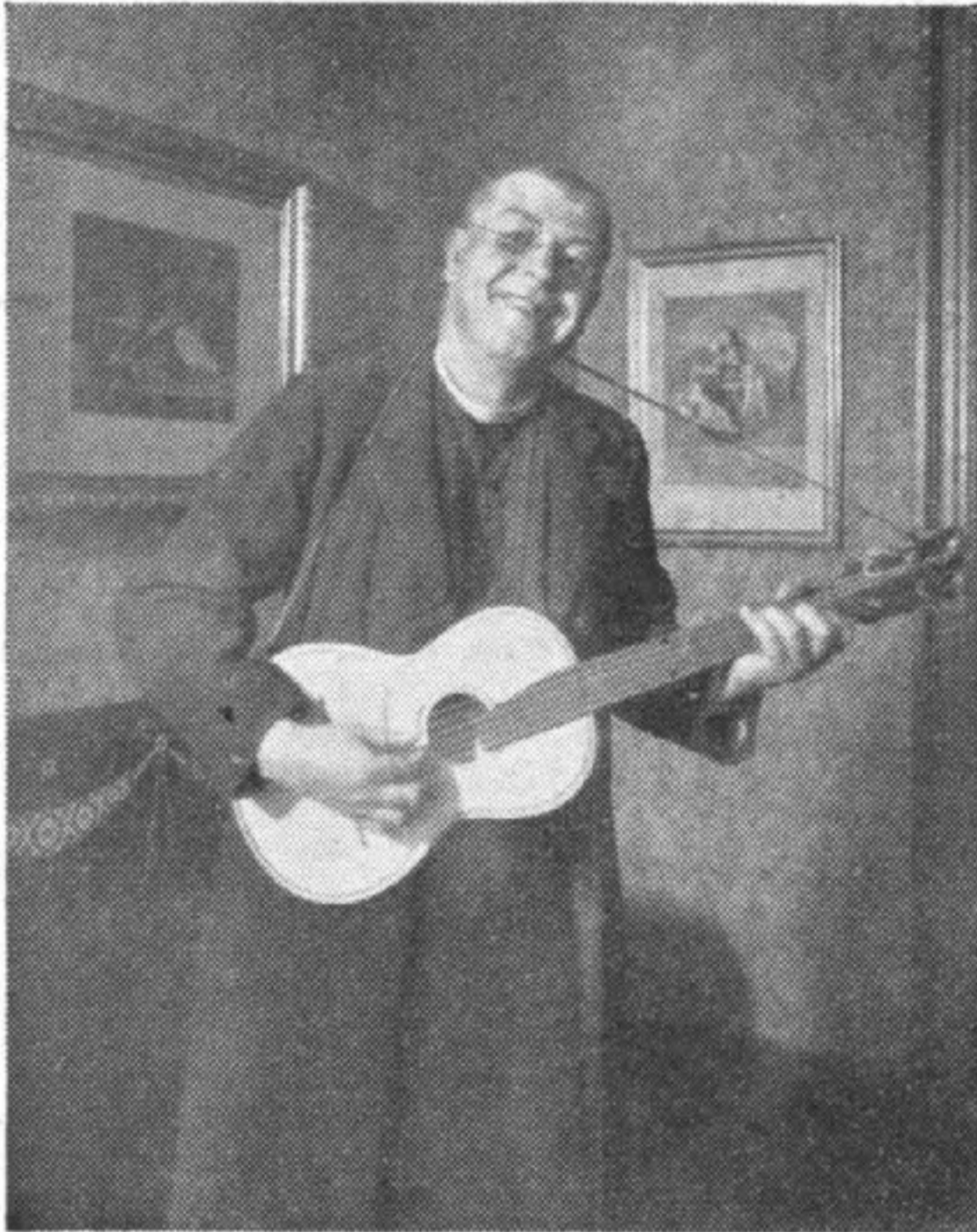
Ein anderes sinniges Denkmal ist eine Stiftung für arme Studenten, die den Namen des verstorbenen Studentenvaters tragen und seine Liebe zur studierenden Jugend fortleben lassen soll. Diese Stiftung ist nicht mit einem bestimmten Betrage begrenzt und beschlossen, sie kann und soll weiter wachsen. Je mehr Freunde und Verehrer des großen Meisters zum Weiterbau dieser sozialen Tat durch ihre Gaben beitragen, desto mehr kann der wohlthätige Sinn des Verstorbenen weiterleben und wirken.

Ein kleines literarisches Denkmal sei dem großen Sohne des Waldviertels in unserer Heimatzeitschrift gesetzt.

Als sonnig veranlagtes Kind war Rudolf Süß am 17. April dem Schneidermeister Süß in Bitis ins Haus gekommen. In der herbschönen Heimat, inmitten der musikalischen Familie, wuchs mit dem Knaben auch das musikalische Talent heran. Kein Instrument im Hause war vor dem Knaben sicher. Bald fühlte er sich als Melodienkomponist, der zu seinen musikalischen Träumereien den Schleifstein drehte, bald dirigierte er im Geiste ein Orchester. Das gastliche Stift Zwettl nahm das junge Talent auf. Als Student und Sängerknabe ward Süß in das musikalische Leben des Stiftes hineingestellt. Da das Zwettler Stiftsgymnasium nur zwei Klassen umfaßte, mußte das Studentlein nach Hollabrunn übersiedeln. Sein Onkel, der Chorherr Robert Süß von Klosterneuburg, hatte ihn dorthin gebracht. Er war es auch, der den allzu lustigen Reisen in das ernstere

Seitenstetten transferierte. Hier gab es neben dem Studium reichlich Gelegenheit und Anregung zu Musik und Gesang. Im Jahre 1890 stand Süß am Ende seiner Gymnasialstudien. Zusammen mit seinem ersten Mitschüler Wilhelm Miklas, dem Bundespräsidenten Oesterreichs, legte er die Reifeprüfung ab.

Nun folgten vier Jahre Theologiestudien in St. Pölten, wiederum begleitet und geschmückt durch die edle Musik. Als junger Priester wirkte Süß in Kirchberg am Walde, Groß-Pöchlarn, Christophen und am Dome zu St. Pölten. Musik im Dienste der Religion, aber auch als Spenderin edler Freude und Geselligkeit war ihm liebe Gefährtin und Helferin im Dienste an den Seelen. In Christophen war Süß dem Wiener Musikleben nahegekommen. Er trat in den Schubertbund ein, kam mit Künstlern der Hofoper in Fühlung und bildete besonders unter der Führung der Hofopernsängerin Chnn-Sand



Bildnis Prof. Süß.

seine wundervolle Bassstimme aus. Eine Reihe von Instrumenten wie Violine, Viola, Cello, Orgel und Klavier hatte er als Autodidakt meistern gelernt. Zum Staunen der Prüfungskommissäre meldete sich der Musiker, der keinen musikalischen Unterricht genossen hatte, zur Staatsprüfung für Violine und bestand sie. Neun Jahre später, schon als Professor in Krems, legte er auch die Staatsprüfung für Gesang ab. Von Christophen aus wird der Sänger Süß immer mehr bekannt. Er ist die Seele und die Zierde des „geistlichen Quartetts“, das allwöchentlich in Neulengbach seine Proben hielt. Es war nur ein Feilen und Zusammensingen, vom Blatte singen war ja vorausgesetzt. Ersten Tenor sang Karl Edinger, derzeit pensionierter Pfarrer von Ollersbach, zweiten Tenor dessen Bruder Peregin, derzeit Pfarrer von Kapelln. Das Weltkind im Bunde war der erste Bass, der Lehrer Rupert Brait in Neulengbach. In der ganzen Umgebung werden die Sänger eingeladen zu gemütlichen Abenden, zu Konzerten. Nicht selten fielen die anderen Nummern des Programms unter den Tisch, die Sänger mühten das ganze Konzert bestreiten. In St. Pölten, Herzogenburg und Krems feierte das Sängerkwartett Triumphe; etwas ganz Fröhliches und Romantisches war eine Sängerreise ins Pielachtal. Am Straßenrande hielt man Proben, dann fuhr man wieder mit vorbeikommenden

Holzwägen, in Gasthäusern und Herbergen, wo man zulehrte und nächtigte, gab es improvisierte, fröhliche Konzerte.

In dieser Zeit hat sich auch Süß schon in Kompositionen versucht. Ein Lied von ihm wurde vom Söser-Quartett auf der Pariser Weltausstellung unter großem Beifall gesungen.

Im September 1901 kam Süß, in der Vollkraft seiner Jahre, schon weit bekannt und beliebt, als Religionsprofessor an das Gymnasium in Krems. Der junge Professor war ein gemütvoller Freund der studierenden Jugend. Er hatte so gar nichts Steifes oder Offizielles an sich, gegen jedermann brauchte er das vertraute Du, verteilte liebenswürdige Schimpf- oder Rosenamen, reichte freundlich eine Biere oder eine Zigarette, sang der Jugend ein neues, soeben komponiertes Lied vor. Bei all der sonnigen Gemütslichkeit verlor Süß nichts von seiner Autorität, sondern stand herrschend und ehrfurchtgebietend vor seinen Schülern. Dieses Verwachsenheit mit der Jugend hatte Süß jugendlich erhalten. Als er von ihr scheiden mußte, war auch seine Lebensfreude gebrochen.

Wie überall, sorgte Süß auch in Krems neben der Religion für die edle Musik, für die ja in der lebensfrohen Stadt ein günstiger Boden war. Er bildete ein Streichquartett, das regelmäßig in seiner Wohnung spielte, tat in den musikalischen Körperschaften der Stadt mit und zierte besonders den Kirchenchor. Als Gesangslehrer am Gymnasium und durch einige Zeit auch bei den Englischen Fräulein war er so recht in seinem Elemente. Wie war es ihm Hochgenuß, zu dirigieren und aus den Mitwirkenden



Rudolf Süß

Handschriftbild Prof. Süß'.

die feinste Feinheit herauszuholen! Als der Meister in seinen großen Beruf immer mehr und mehr hineinwuchs, Jugend und Volk mit Lautenliedern zu beschenken, da ließ er sich als gelehriger Schüler Unterricht in der Theorie geben.

Die Lieder werden den Namen Süß nicht vergessen lassen. Alle Stimmungen, Freuden und Leiden des Lebens hat der Meister im Lied aufklingen lassen und sie mit dem lieblichen und zarten Gold seiner Lautenmelodik umkleidet. 1920 erschien als erstes seiner Lieder im Druck „Komm mit mir in die grüne Wachau“, das sich überall Heimatsrecht erworben hat, wo das deutsche Lied erklingt. Und nun reihte sich Lied an Lied, fast als wenn Süß geahnt hätte, daß er nur mehr ein starkes Jahrzehnt zu leben habe. Ein Schüler und Landsmann, Otto Scheidl, war der Herold und ideale Interpret der Lieder. So wurde es endlich auch möglich, daß Süß einen Verleger fand: Vorerst in A. Benjamin, Hamburg, dann in Heinrichshofens Verlag, Magdeburg. Beide Verlage haben die erstaunliche Anzahl von 88 Lieder dem deutschen Volke zugänglich gemacht. So manches schöne Lied ist nur handschriftlich als fliegendes Blatt vorhanden, das wegen seines Wertes verdiente, allgemein gesungen zu werden. So z. B. ein Weihnachtslied, das sicher zum Volksliede würde, oder das Lied, das er am 5. Mai 1933 im Kreise der Tabakarbeiterinnen von Stein und ihrer Gäste u. a. sang — es war das letztemal, daß er als Sänger auftrat. „Die ganze Welt gehöret mir“ mit der bezeichnenden Bitte:

Erhalte doch den frohen Sinn
du lieber Herrgott mir;
wenn ich des Wanderns müde bin,
lehr' ich zurück zu dir.

Es war immer ein Fest, wenn der Sänger Süß im Kreise erwartungsvoller Menschen erschien. Ungezählte freie Stunden hat er geopfert, um andere mit seinem Lied und Sang zu beschenken. In den letzten Jahren hatte er sich auf mehrstimmigen Gesang

verlegt. Seine treue, geniale Partnerin war seine Nichte Karoline Süß, die meisterhaft die Gitarre spielte und die führende Stimme sang. Dazu kam ein Tenor, Kooperator Karl Goedt, später Studienrat Dr. Franz Reinhold und der Herr Onkel mit seinem satten Baß, mit dem er fast jedesmal eine andere Untermalung improvisierte. Viele Einladungen ergingen, viele Sangesreisen wurden unternommen. So sang Süß in Wien, St. Pölten, Tulln, Mödling, Langenlois, Ybbs, Amstetten, Seitenstetten, Wilhering, Linz, St. Florian. Wer aber könnte die Stunden zählen, die Süß im kleineren Kreise in katholischen Vereinen, in Gesangsvereinen, auf Kirchhöfen, im gemütlichen Kreise von Freunden und Bewunderern verschönt und unvergeßlich gemacht hat! Geben, Schenken, Mitteilen auch in diesem Sinne war sein schönster Charakterzug.

Stumm schläft der Sänger... Doch andere werden und müssen aufstehen und das Erbe seiner Lieder pflegen und erklingen lassen. Jeder findet etwas in dem bunten Liederstrauch: Der Anspruchsvolle und Feinschmecker, die Jugend, der naturfrohe Wanderer, der Leidträger, der Verliebte, das Volk, die Kinder in der Schule. Süßens Lebens- und Weltanschauung, die sich in seinen Liedern kundgibt, ist so weise, gediegen und trostvoll, daß er zum Prediger und Philosophen wird, dem man sich, besonders auch in leidvollen Stunden, anvertrauen soll.

Stumm schläft der Sänger, dessen Ohr
gelauscht hat an anderer Welten Tor.
Ein naher Waldstrom brauste sein Gesang
und säuselt nach wie ferner Quellen Klang.

In seinen Liedern wird er auch denen nahe sein, die nicht das Glück hatten, seinen Lebensweg zu kreuzen. Allen denen sei noch ein liebes Porträt gezeigt, daß sie sich Süß recht lebhaft vorstellen können. Es ist ein Gedicht, in dem die Persönlichkeit des großen Mannes wie in einem Hohlspiegel eingefangen ist. Es macht auch seinem Verfasser, Herrn Franz Kirch aus Ybbs, der Süß nur aus dem Konzertsaal kannte, alle Ehre.

I bin der Süß von Bitis drent.
Wer mi nit und mei Hoamat kennt,
wer niemals nu in Bitis war,
o mein, das is a armer Narr.
Denn so schön, wie bei uns dahoam
is 's auf der ganz'n Welt wohl kam:
Der Himmel is so zwetschenblau
und sad'ngrea is Wald und Au.
Die Leut' san alle kugelrund,
in Kopf und Herz'n pumperlg'sund.
Drum sing i stets mit frohem Sinn,
daß i der Süß von Bitis bin.

I trag mit Stolz mei geistlich's G'wand
und halt in Ehr'n mein g'weichten Stand;
nur steckt in mir was Eig'nes drinn,
das kummt, weil i von Bitis bin.
Es wird mir's a ka Mensch verwehr'n:
I sing halt für mei Leb'n gern,
der G'sang is mei Glückseligkeit,
drum kennans mi a weit und breit.
In Krems, da bin i stadtbekannt
und singt wer im Wachauerland,
da sag'n die Leut' glei: Wett ma, g'wiß,
daß dös der Süß von Bitis is.

A lustig's Liad und mei Gitarr':
Wenn jeder Mensch so z'fried'n war,
do frogat neamd nach Guat und Geld,
do gäb's koan Kummer auf der Welt.
Do bleibat d' Sunn am Himmel steh'n
und lachat jed'm wunderschön
vom zwetschenblauen Firmament,
so wie bei uns in Bitis drent.
Drum, liaba Gott, nimm meinen Dank
von mir mein ganzes Leben lang
für diese schöne Gnade hin, daß,
daß i der Süß von Bitis bin.

Drum sing i halt mit froher Lust
und druck' mei Klampf'n an die Brust,
und was mir auch das Leben bringt,
wann oft a glei a Soat'n springt.
Und wanns einmal zum Sterben geht,
von meiner Klampf'n laß i nit.
Die nimm i dann ganz g'wiß mit mir
bis aufi zu der Himmelstür.
Durt sing i dann a lustig's Liad:
I wett, daß 's drinn rebellisch wird.
Die Engerl schrei'n ganz g'wiß Halloh:
Von Bitis drunt, der Süß is do!

Das Waldbiertler Heimatlied für's Wiener Hamerling-Denkmal.

Von Josef Altram, Mödling.

Mit der Aufstellung des Wiener Hamerling-Denkmales scheint es nun endlich ernst zu werden. Es ist eine wahre Leidensgeschichte, die der damit betraute Ausschuß durchgemacht hat. Schon vor dem Weltkrieg wurde der erste Aufruf hinausgeschickt, unterzeichnet von den Trägern bedeutender Namen aus Künstler- und Gelehrtenkreisen, Vertretern hoher Behörden und politischer Parteien, die alle von der Ueberzeugung durchdrungen waren,

daß dem größten Epiker Oesterreichs, dem Sänger des Ahasver und der Aspasia in der Hauptstadt seines Vaterlandes, wo er studiert und als Lehrer gewirkt hatte, ein bleibendes Mal errichtet werde. Alle kunstliebenden Vereine, insbesondere die Sangerverbindungen stellten sich in den Dienst der edlen Sache, an ihrer Spitze der Waldviertler Sangergau, dessen Ehrenmitglied Hamerling war.

Im Waldviertl waren inzwischen bereits einige Büsten des Dichters aufgestellt worden, so in Schrems, Kirchberg und im Konvikt des Stiftes Zwettl, wo Hamerling als Sangerknabe vier Jahre tätig war; in der Stadt aber wurde, gleichwie in Waidhofen a. d. Thaya, ein ehernes Standbild errichtet, beide von dem Grazer Bildhauer Hans Brandstetter. Und wäre das Wiener Denkmalkomitee so fixig wie das Zwettler gewesen, so stünde das Denkmal längst auf dem Hamerling-Platz, der schon unter Bürgermeister Dr. Lueger hiezu bestimmt worden war.

Aber der unglückselige Krieg hat auch dieses Liebeswerk verhindert, denn aus dem bereits aufgebrauchten Betrag wurde Kriegsanleihe gezeichnet, die in irgendeiner Kasse ebenso verstaubte wie der herrliche Entwurf des Meisters Scherpe in seinem Prater Atelier, aus dem das Modell gelegentlich der Waldviertler Ausstellung hervorgeholt und so zu neuem Leben erweckt wurde. Denn nun verjüngte sich auch der alte Denkmalausschuß und wandte sich neuerdings mit einem zweiten Aufruf an die Oeffentlichkeit. Leider mit wenig Erfolg, denn die Spenden flossen spärlich, trotzdem verzagten die Mitglieder nicht, und da an die Ausführung in Marmor wegen der hohen Kosten nicht zu denken war, entschloß man sich schweren Herzens zum Erzguß, der nun auch in der Josefstädter Kunstgießerei unter der Leitung Robert Pfeffers fertiggestellt wurde. Jetzt gilt es noch, die Mittel für den Unterbau aufzubringen, der aus Waldviertler Granit gemeißelt werden soll, wie es bei den heimatlichen Denkmälern in Waidhofen und Zwettl geschah.

Als ich den Erzguß betrachtete und ein Arbeiter das hellglänzende Glockenmetall abklopfte, tönte mir das Heimatlied entgegen, das unser Landsmann Fuchs aus Ulrichs allen aus dem Herzen geschrieben hat und von Meister Kirchl, der ja durch seinen ständigen Sommerstz in Zwettl selbst ein halber Waldviertler geworden ist, recht volkstümlich vertont wurde. Die erste Strophe lautet:

Hoch vom Nebelstein bis zum Manhartsberg
und vom Raabs' Wald bis zur Wachau,
von der Thaya Flur bis zum Donaustrand
und zur Isperklamm im Strudengau:
Schön zur Sommerszeit,
schön im Winterkleid,
grüner Heimatwald, sei mir gegrüßt!

Dazu die zweite Strophe mit dem Zauber der Landschaft und die dritte mit der tief empfundenen Wald- und Feldpoesie, die Adolf Kirchl namentlich im Refrain trefflich zu betonen wußte, so daß einem beim Singen vor Freude und Heimweh die Augen übergehen. Fürwahr ein echtes Volkslied, das seine Schöpfer dem Denkmalfonds gewidmet haben. Möge dieser Schlußbaustein seinen Zweck recht bald erfüllen, damit die alte Ehrenschild an den größten Sohn des Waldviertels endlich auch in Wien abgetragen werden kann, wo der Dichter singen und sagen gelernt hat, denn hier sind seine ersten Lieder und Gesänge entstanden, bevor er sich die Lorbeeren an der Adria pflückte. Treuer Heimatsinn der Wiener Waldviertler, in deren Verlag das mit dem Denkmalbild geschmückte Lied erschienen ist, fügt damit den Schlußstein in das mit Ausdauer und Hingebung geschaffene Liebeswerk. Möchte es doch noch in diesem Jahre erstehen!

Johann Georg Grafel und seine Kameraden.

Von Dr. Robert Bartsch, ord. Universitätsprofessor.

Zweite vermehrte Drucklegung.

Die erste Auflage erschien 1924 in der Sammlung merkwürdiger Straffälle: Aus dem Archiv des Grauen Hauses.

(11. Fortsetzung.)

„Auch sind der Jakob Fahding und der Ignaz Stangl, welche ihre Verbrechen als Soldaten verübt haben, und daher nach Militargesetzen zu bestrafen sind nach dem 35. Kriegsartikel und dem Patent das Verbrechen des Raubes betreffend vom 16. Oktober 1802, weil der Fahding bei dem Raube zu Modes und Zwettel, und der Stangl bei dem Raube zu Reichenbach, Unterthumeritz

und Zettenreuth eben angeführtermäßen mitgewirkt haben mit dem Strange hinzurichten⁴²¹⁾.“

Grasel schien — wie Berth berichtet⁴²²⁾ — das Urteil ziemlich gelassen anzuhören, er sagte nachher bloß, daß er froh wäre, daß er sich seinem Ende nähere, doch schmerze es ihn, mit dem Strange hingerichtet zu werden, den Tod durch Pulver und Blei würde er als eine besondere Gnade empfinden.

Nach der Urteilsverkündung hatte das Gericht noch eine Formalität zu erfüllen. Fiskula, Tsch und der alte Ehgartner leugneten noch immer, Grasel und seine Kameraden zu kennen. Sie konnten nur durch ein Zeugnis nach der Verurteilung überwiesen werden. Daher wurden noch am 28. Grasel, Fährding, Stangl und Johann Eigner (Piringer) zu Protokoll vernommen⁴²³⁾. Vermutlich bestand diese Vernehmung lediglich in der Verlesung und Bestätigung der früheren Aussagen.

Die zu Freiheitsstrafen (Schanzarbeit in schwerem Eisen) verurteilten vier Verbrecher wurden zur Verbüßung ihrer Strafen auf Festungen gebracht. Der Hofkriegsrat bestimmte für Haidinger Temesvar, für Hamberger Kufstein, für Eigner (Piringer) Peterwardein und für Zach Essegg⁴²⁴⁾.

Die zum Tode Verurteilten waren am Tage vor der Hinrichtung zum öffentlichen Besuche zugänglich. Wir besitzen ein Wiener Tagebuch, das zu diesem Tage den Besuch im Stockhause vermerkt und hinzufügt: „Die beiden anderen hatten wilde Gesichter; ganz das Gegenteil vom Grasel, er unterhielt sich eben mit einem Feld-Caplan — war standhaft“⁴²⁵⁾.

Grasel erbat sich als Seelsorger den Priester Schmitt, der ihn schon wiederholt im Arrest besucht hatte. Wie Schmitt nachher Berth erzählte, hatte Grasel ein für Religion und alles Gute empfängliches Gemüt. Auch Schmitt kommt zu dem Ergebnis, daß Grasel, wenn er eine andere Erziehung gehabt hätte und nicht unter dem Einfluß „seines scheußlichen Vaters“ gestanden wäre, ein ebenso würdiges Glied des Staates wie viele andere geworden wäre⁴²⁶⁾.

Samstag, den 31. Jänner, an einem nebligen Tag⁴²⁷⁾, fand morgens die Hinrichtung statt. Sie wurde vor dem Neutor auf dem Glacis, ungefähr in der Gegend der heutigen Kofauerkaserne⁴²⁸⁾, vollzogen. Wir besitzen über sie mehrere Nachrichten, die alle in der Bewunderung der Haltung Grasels übereinstimmen. Mochte er im Leben oft recht wenig sympathische Züge gezeigt haben, im Angesicht des Todes benahm er sich wie ein Held.

Wir wollen im folgenden nur drei Mitteilungen wiedergeben, den offiziellen Bericht des Polizeidirektors von Siber an den Polizeiminister vom 31. Jänner, Berths damit völlig übereinstimmenden Bericht im Tagebuch, der offenbar auf eine Erzählung des Geistlichen zurückgeht, und eine Bemerkung des Exekutionskommandanten, des Infanterieoffiziers Grafen Bombelles.

⁴²¹⁾ Dieser Urteilsauszug war handschriftlich in den Polizeiakten von 1818 erhalten. Er wurde in 15.000 Exemplaren gedruckt. 1400 Stück erhielt der Hofkriegsrat, 150 Stück wurden üblicherweise bei der Hinrichtung an das Publikum verteilt, der Rest zu zehn Kreuzer das Stück zugunsten blinder Soldatenkinder verkauft. Sie fanden reißend Absatz und wurden zum Teil beträchtlich überzahlt.

⁴²²⁾ Tagebuch zum 29. Jänner 1818 (Bd. 31, S. 118).

⁴²³⁾ Laut Journal.

⁴²⁴⁾ Nach dem Akt des Hofkriegsrates.

⁴²⁵⁾ Rosenbaums Tagebuch, Freitag, 30. Jänner 1818. Er fügt hinzu: Dubsky hat den Grasel sprechend in Wachs geformt. Es handelt sich offenbar um den niederösterreichischen ständischen Kanzlisten, Freiherrn von Dubsky, der Wachsboffierer war und ein Wachsfigurenkabinett besaß (Böck, „Die in Wien lebenden Schriftsteller, Künstler und Dilettanten in dem Kunstfach“. Wien 1821. S. 149.) Wohin die als „sprechend“ bezeichnete Wachsbüste gekommen ist, konnte ich leider nicht ermitteln.

⁴²⁶⁾ Berth.

⁴²⁷⁾ Rosenbaum, den 31. Jänner 1818.

⁴²⁸⁾ Riisch a. a. O. 318. Nach der Erzählung der Enkelin einer Frau, die der Hinrichtung beigewohnt hat, standen die Galgen dort, wo heute die Schlichgasse läuft.

Siber berichtet:

„Die drei Delinquenten Grasel, Fedinger (sic)^{428a}) und Stangel, sind heute früh um 8 Uhr zum Richtplatz auf die (sic) Glacis geführt worden, die beiden letzteren waren sehr schwach, und besonders Stangel, welcher einer Ohnmacht nahe schien, ward von dem ihn begleitenden Geistlichen und einem Mann geführt. Diese Schwäche hat selbe bis an ihr Lebensende nicht verlassen. Grasel ward sich ganz gegenwärtig, er sah mit voller Geistesgegenwart ganz genau zu, wie die beiden anderen mit dem Strange hingerichtet wurden, und dann trat er festen Fußes zum Galgen, entkleidete selbst den Hals und die Brust, und da er vorher das Kreuzifix, den Geistlichen und den Scharfrichter geküßt hatte, gab er sich dem letzteren hin. Eine unzählige Menge von Menschen wohnte der Exekution bei“⁴²⁹).

Berth erzählt im Tagebuch zunächst von dem ungeheuren Zulauf zur Hinrichtung, der mindestens ebenso viele Frauen als Männer beiwohnten. Sodann berichtet er, daß die drei Verurteilten sich reumütig mit Gott versöhnt hätten. Stangl wurde zuerst gehängt, er verlor das Bewußtsein, als man ihm den Rock auszog. Dann fährt Berth fort: „Auch Fähdig wurde halb ohnmächtig hingerichtet. Grasel behielt bis zum letzten Augenblick seines Lebens das volle Bewußtsein und bewies eine bewunderungswürdige Standhaftigkeit, die ihn wirklich als einen Anführer charakterisierte. Denn als ihm die Henkersknechte nach ihrer Gewohnheit etwas unsanft das Kleid ausziehen wollten, sagte er zu ihnen, indem er sie verächtlich anblickte: „Seid doch nicht so grob, ich werde mich schon selbst ausziehen.“ Er entkleidete sich hierauf, entblößte seinen Hals, trat zu Herrn Schmitt, dankte ihm mit Rührung für seine Bemühungen, küßte ihn innig und bath ihn seiner eingedenk zu sein, und stellte sich dann unter den Pflock so gerade hin, als ob er in der Linie stünde. Als nun der Henker an ihm sein Amt zu handeln begann und ihn unter der gewöhnlichen Formel bath, ihm seine Handlung zu verzeihen und keinen Groll auf ihn zu haben, da er nur seine Pflicht erfüllen müsse, wandte sich Grasel mit den Worten zu ihm: „Ich verzeihe Dir von Herzen, mache es nur kurz, damit ich nicht lange leide und küsse mich noch einmal“, wonach sich beide küßten. Der Henker warf ihm nun den Strang um den Hals, und als er eben die Kehle zuschnüren wollte, bath ihn Grasel noch um einen Augenblick Geduld. Ersterer, welcher glaubte, daß Grasel noch etwas sagen wolle, hielt inne, da aber letzterer nur halb lächelnd herumblickte und zum Henker bloß die Worte sprach: „Jesus, welche Menschenmenge“, so eilte dieser mit der Exekution rasch vorwärts und in wenigen Minuten hatte Grasel überstanden“⁴³⁰).

Auch dem Grafen Bombelles flößte die Art, wie Grasel zum Galgen ging, Respekt ein, und er äußerte später, wenn der Strolch eine anständige Erziehung genossen hätte, wäre aus ihm gewiß ein Held geworden⁴³¹).

X.

Rückblick.

Wohl alle Leser werden sich fragen — und die Oberste Justizstelle hat sich vor mehr als hundert Jahren schon die gleiche Frage gestellt — wie es möglich war, daß sich mitten in Oesterreich ein solches gewerbsmäßiges Verbrechenentum entwickeln und viele Jahre ungestört sein Unwesen treiben konnte.

^{428a}) Diese sonst in den Akten nicht vorkommende Namensform dürfte nach Mitteilungen aus dem Waldviertel die ursprüngliche, daher richtigere Form sein. Sie entspricht auch der Eintragung in der Taufmatrik.

⁴²⁹) Dieser Bericht war im Original in den Polizeiakten von 1818 unter Zl. 1099 enthalten.

⁴³⁰) Berths Tagebuch zum 31. Jänner 1818 (Bd. 31, S. 119.)

⁴³¹) Strobl, „Metternich und seine Zeitgenossen, Bd. 2., S. 423 f.

Die Tragödie Grasels findet in den Krim.-Akten Thomas Grasel ein Nachspiel in endlosen Streitigkeiten zwischen dem Wiener Magistrat und den Landgerichten um die „Gerichts-, Cur- und Atzungskosten“ der Inquisiten. Sie dauerten viele Jahre und beschäftigten wiederholt die Oberste Justizstelle.

(Fortsetzung folgt.)